

Dear reader,

This is an Accepted Manuscript that has been published in: *profan – sinnlich – religiös. Theologische Lektüren der Postmoderne*, edited by Susanne Dungs and Heiner Ludwig.

The document does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Ohly, Lukas

Verstorbenen begegnen. Phänomenologische Revision einer Einschätzung Sartres

in: Susanne Dungs, Heiner Ludwig (eds.), *profan – sinnlich – religiös. Theologische Lektüren der Postmoderne*, pp. 293–302

Frankfurt a. M / Berlin / Bern / Bruxelles: Peter Lang 2005

URL: <https://www.peterlang.com/document/1099206>

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Peter Lang: <https://www.peterlang.com/repository-policy/>

Your IxTheo team



Lukas Ohly
Verstorbenen begegnen – Phänomenologische Revision einer Einschätzung Sartres

Einleitung

Uwe Gerbers Neurose-Verdacht gegen Lebensstrategien, die eigene persönliche Identität festhalten zu wollen¹ – etwa aus Angst vor der eigenen Sterblichkeit² –, trifft nicht nur manche theologische Explikation der Auferstehung der Toten, sondern scheint sich grundsätzlich auch gegen jede Ontologie zu richten. Denn auch wenn eine Ontologie das erkennende Ich zum Mich umorientiert, indem sie den Anderen als mir vorgegeben entdeckt³, könnte sie über den Anderen doch wieder versuchen, das eigene Ich absichern und „verewigen“ zu wollen.

Nun liegt mit J.-P. Sartres philosophischem Hauptwerk eine Ontologie vor, die zwar sogar mit ontologischen Beweisen für die Existenz einer Außenwelt⁴ und für die Existenz des Anderen⁵ aufwartet, darin allerdings das evidente Erkenntnissubjekt im Hinblick auf sich selbst als verunsichertes zurücklässt, anstatt dessen Identität abzusichern⁶. Insofern scheint Gerbers Generalverdacht Sartre nicht zu treffen. Der folgende Beitrag versucht, aus Sartres Ontologie Folgerungen für die Begegnung Verstorbener zu ziehen, um damit die These zu rechtfertigen, dass Verstorbene phänomenologisch eine eigene Begegnungsqualität als die anderer Subjekte zukommt, was Gerbers generellen Neurose-Verdacht relativieren und einen neuen Ansatz zur Explikation der Auferstehung von den Toten bieten würde. Damit soll in diesem Aufsatz nicht die *eigene* Unsterblichkeit gesichert, wohl aber die Verbindlichkeit konkreter Beziehungen zum Anderen phänomenologisch untermauert werden, die auch den Tod des Anderen überdauert. Diese Verbindlichkeit ist ontologischer Art, d.h. sie verweist auf eine evidente Transzendenz, auch wenn daraus keine ontologische Notwendigkeit für die eigene postmortale Fortexistenz abgeleitet werden kann.

Sartres Verständnis der Toten

Der Tote ist ein Anderer⁷. Die Existenz des Anderen ist unbezweifelbar, weil dieser nicht aus mir selbst ableitbar ist⁸. Er verbliebe sonst in der Immanenz meines Bewusstseins und wäre folglich nicht der Andere⁹. Allerdings ist der Andere nicht nur eine Dimension von Alterität, sondern der konkrete Ande-

¹ U.Gerber: Theologie 204f.

² U. Gerber: Organtransplantation 195.

³ So Gerbers theologische Aufgabenbestimmung. S. Theologie, 206.

⁴ J.-P. Sartre: Sein 35.

⁵ J.-P. Sartre: Sein 488.

⁶ J.-P. Sartre: Sein 1067.

⁷ Sartre bestimmt das Verhältnis des Subjekts, des Für-sich, zu den Toten aus dem Für-Andere-sein (J.-P. Sartre: Sein 931). Somit ist der Tote für das Für-sich ein Anderer.

⁸ J.-P. Sartre Sein: 488.

⁹ Sartres Bemerkungen zum Selbstwiderspruch der Idee einer creatio ex nihilo (J.-P. Sartre Sein: 40) treffen auch den Selbstwiderspruch, den Anderen nur als Idee des eigenen Bewusstseins zu denken. S. auch 512.

re¹⁰. Und über dessen konkrete Anwesenheit kann das Ich (das Für-sich) sich schon täuschen¹¹. Einerseits also ist der Andere unbezweifelbar¹², andererseits kann sich das Für-sich über seine Anwesenheit täuschen. Daraus entfaltet sich eine ungeheure Dimensionierung des Anderen ins Unendliche: „Statt daß der Andere nach meiner ersten Alarmierung verschwunden wäre, ist er jetzt überall“¹³. Seine evidente Existenz ist nämlich unabhängig von seinem Körper oder von einem bestimmten Sosein seines Körpers¹⁴. Sartre charakterisiert die Anwesenheit des Anderen über dessen Blick. Indem ich angeblickt werde, ist der Andere da. Meine Welt, die ich mir für meine Zwecke eingerichtet habe, wird durch den Anderen „heimgesucht“, indem sie sich auch um seine Zwecksetzungen herum organisiert¹⁵. Der Blick des Anderen beurteilt mich¹⁶, ich fühle mich durch ihn bedrängt, kann ihm aber in keinem Versteck entgehen¹⁷. Täuschung über den Anderen ist daher nur als Täuschung über sein konkretes Sosein möglich, nicht aber über seine weltumspannende und -ordnende – man könnte sagen: sphärische – Anwesenheit. Der Andere ist die Sphäre des anderen Bewusstseins, über dessen konkretes Sosein durchaus Täuschung möglich ist, die aber selbst evident ist, sobald mir ein konkreter Anderer – und sei er auch eine fiktive Person – erscheint.

Diese evidente Anwesenheit des Anderen ist dann m.E. auch unabhängig von seinem Leben. Denn auch bei Toten machen wir die Erfahrung, dass wir von ihnen angeblickt werden. Das kennzeichnet sie gerade als Andere. Gerade ihre zurückgenommene Leiblichkeit verstärkt ihre Offenbarung in anderen Dingen: Ebenso wie nach Sartre ein Brief vom Vetter aus Amerika dessen Körper ist und sinnlich erregen kann¹⁸, rührt sogar schon der letzte Einkaufszettel einer Verstorbenen zu sehr an, als dass man ihn leichtfertig wegwerfen könnte. Das Verstorbenenzimmer zu betreten, geschieht auch nach zeitlichem Abstand zum Todesereignis nie unbedacht. Jedes Verhalten reagiert dort unmittelbar auf die Anwesenheit des Verstorbenen, der sich im Zimmer ver-räumlicht¹⁹.

Insofern haben Verstorbene teil an der Dimensionierung des Anderen. Sie dimensionieren sich sogar als Bewusstsein, wird doch nach Sartre Denken nur durch Denken begrenzt, und zwar in der Begegnung mit dem konkreten Anderen²⁰. Ist der Andere dabei immer der konkrete Andere und ist der Verstorbene ein Anderer, so ist evident, dass auch er *sich* als Bewusstsein für das Für-sich dimensioniert. Anders gesagt: In der Begegnung Verstorbener erscheint mir die Sphäre des Anderen als des anderen Bewusstseins.

Allerdings stehen Sartres übrige Bemerkungen über den ontologischen Status Verstorbener zu diesen Ableitungen entgegengesetzt. Weitestgehend hat er den Einfluss Verstorbener auf Begegnungen unterschätzt. Das liegt daran, dass Sartre Verstorbene vor allem unter dem Blickwinkel des Leichnams behandelt: Der menschliche Leichnam ist Objekt, er ist Vergangen-

¹⁰ J.-P. Sartre: Sein 448.

¹¹ J.-P. Sartre: Sein 495.

¹² J.-P. Sartre: Sein 497.

¹³ J.-P. Sartre: Sein 497.

¹⁴ J.-P. Sartre: Sein 496.

¹⁵ J.-P. Sartre: Sein 461, 485, 879, 896.

¹⁶ J.-P. Sartre: Sein 481.

¹⁷ J.-P. Sartre: Sein 476.

¹⁸ J.-P. Sartre: Sein 603.

¹⁹ L. Ohly: Zeit 140. Ders.: Vom sechsten Sinn 269-271.

²⁰ J.-P. Sartre: Sein 512.

heit²¹. Dasselbe sagt Sartre dann auch vom Verstorbenen allgemein, ohne besondere Erwähnung seines Leichnams²². Diese Abkehr von seinen phänomenologischen Grundlagen – die den Anderen ja unabhängig von seinem Körper und leiblichen Sosein erfassen – lässt sich nur mit einem Zugeständnis an einen modern-realistischen Dogmatismus verstehen, der den Tod tautologisch als Leblosigkeit begreift, anstatt die phänomenologischen Grundlagen der Erscheinung des Todes aufzudecken. Damit ein Verstorbener nur als Objekt und als Vergangenheit erscheint, müsste ausgeschlossen sein, dass er nicht ein eigenes Zentrum von Utensilienkomplexen einer von ihm erblickten Welt bilden kann – was Charakteristikum für den Anderen ist²³. Da aber der Verstorbene ein Anderer ist und auch in Phänomenen so erscheint, müsste Sartre zeigen, dass die Erscheinung des Verstorbenen, die Welt in Utensilien anzuordnen, selbstwidersprüchlich ist – etwa genauso wie Gott trotz aller Erscheinungen eines scheinbar notwendigen Gottesbedürfnisses²⁴ nach Sartre eine selbstwidersprüchliche Idee ist²⁵. Solange der Verstorbene aber wirklich der Andere ist, könnte man dies nie sagen, dass seine Erscheinung selbstwidersprüchlich ist. – Sartre versucht es mit einem Kompromiss: Hierzu charakterisiert er die zurückgenommene Erscheinungskraft des Verstorbenen als Vergangenheit. Der Verstorbene unterscheidet sich damit von einer nicht-menschlichen Sache dadurch, dass er immerhin Vergangenheit hat, d.h. dass sich mir die Welt als von ihm *einmal* erblickte darbietet; der Verstorbene unterscheidet sich aber vom Anderen dadurch, dass er keine Gegenwart und Zukunft hat. Aber auch diese überhöhte Vorsicht, welche unsere Erfahrungen, von Verstorbenen angeblickt zu werden, als Erfahrungen eines *vergangenen* Blicks deutet, beruht auf einem Kategoriefehler: Sie geht aus von *meinem* Tod, der tautologisch als Subjektlosigkeit ins Spiel gebracht wird²⁶, obwohl phänomenologisch mein Tod nur vom Tod des Anderen her erfasst werden kann. Über meinen Tod kann ich phänomenologisch gar keine Aussagen treffen, ohne meinen Tod dabei als Tod eines Anderen zu erkennen. Ich kann mich nur als der Andere tot denken, während ich mein Tod als mein Tod nur *sein*, aber nicht erkennen kann²⁷. Es ist dagegen evident – zumal für Trauernde – , dass der verstorbene Andere auch gegenwärtig die Welt um sich strukturiert. Wie sollte es auch anders sein, wenn die evidente Anwesenheit des Anderen unabhängig von seinem Körper ist, ganz zu schweigen von seinem biologischen Organismus²⁸?

Wirkliche Begegnungen?

²¹ J.-P. Sartre: Sein 606, 613.

²² J.-P. Sartre: Sein 530.

²³ J.-P. Sartre: Sein 485, 896.

²⁴ J.-P. Sartre: Sein 537f. Ders.: Existentialismus 154.

²⁵ J.-P. Sartre: Sein 1052.

²⁶ J.-P. Sartre: Sein 530. Diese Stelle ist von 926 her zu lesen.

²⁷ Ich erkenne mich über den Anderen nicht, auch wenn ich über den Anderen erkenne, dass ich bin, was er erkennt (J.-P. Sartre: Sein 483, 493). Was ich von mir über den Anderen *erkennen* könnte, wäre also folgerichtig ich *als ein Anderer*.

²⁸ Vergangenheit ist Sein (J.-P. Sartre: Sein 618, 806), Gegenwart dagegen ist Nichtung des Seins durch das Für-sich. Dass der verstorbene Andere nicht mehr nichtet, hat Sartre phänomenologisch nicht gezeigt. Erst das würde revidieren, dass der Verstorbene ein Anderer ist.

Die Erfahrung der Begegnung Verstorbener lässt natürlich die Frage nach ihrer Realität aufkommen. Diese Frage scheint phänomenologisch inkonsequent zu sein, solange die phänomenologische Methode im Bereich des Bewusstseins verbleibt und nicht in eine transzendente Realität hinübersteigt²⁹. Sie ist gleichwohl gerechtfertigt, sobald das Phänomen selbst auf irreduzible transphänomenale Grundlagen verweist³⁰, die auch die Bedingung der ontologischen Beweise Sartres bilden. Wie allerdings solche transphänomenalen Grundlagen angemessen zu reflektieren sind, hängt unter anderem selbst von der *vor-phänomenalen Entscheidung* ab, was Phänomene eigentlich zur Erscheinung bringen. Verweisen sie auf einen Gegenstand, über den ich mich aber täuschen kann, was sich erweist, wenn die phänomenalen Erwartungssintentionen³¹ nicht erfüllt werden? Oder handelt es sich um einen anderen *Gegenstand*, wenn spätere Erscheinungen die phänomenale Gestalt von etwas nicht mehr bestätigen³²? Je nachdem wechselt auch das Verständnis von Realität, die im zweiten Fall irreduzibel pluralistisch-perspektivisch ist, während sie im ersten Fall gar nicht präsent ist, aber essenziell als vereinheitlicht erfasst wird³³. Übertragen auf die Situation der Begegnung von Subjekten: Kann ich mich darüber täuschen, dass ich dem Anderen begegne? Oder ist die Wahrnehmung des Anderen evident, allerdings nur streng rückbezogen auf die jeweilige Wahrnehmung, während spätere Wahrnehmungen in Widerspruch zur Anwesenheit dieses Anderen stehen können? Im ersten Fall wäre die Erfahrung des Anderen *nur dann* evident, wenn er auch wirklich existiert. Im zweiten Fall wäre der Andere dagegen *dann und nur dann* existent, wenn er so wahrgenommen wird. Der erste Fall beschreibt eine hinreichende Bedingung der Existenz des Anderen – die allerdings erkenntnistheoretisch im Dunkeln lässt, wann denn diese Evidenz wirklich vorliegt, wenn sie doch nicht damit identisch ist, dass sie dem Erkenntnissubjekt erscheint. Der zweite Fall beschreibt dagegen eine weitreichende Definition der Existenz des Anderen – die allerdings die Subjektivität des Anderen auf Momente seines Wahrgenommenwerdens *beschränkt*³⁴. Sartre scheint m.E. die entscheidungsoffene Frage nach der Evidenz des Anderen vernünftig zu umgehen, indem der konkret erscheinende Andere die evidente transphänomenale Sphäre der Andersheit konstituiert, und zwar unabhängig davon, ob ich mich über seine konkrete Anwesenheit täusche oder nicht³⁵. Selbst ein modern-realistischer Dogmatismus könnte damit einverstanden sein, dass Verstorbene diese Dimension entfalten, denn dazu müsste er nicht behaupten, dass sie reale Subjekte sind. Über ihre reale Anwesenheit könnte sich ein Hinterbliebener auch täuschen,

²⁹ E. Husserl: Ding 139f.

³⁰ J.-P. Sartre: Sein 16.

³¹ E. Husserl: Ding 28.

³² A.N. Whitehead: Wissenschaft 82, 85.

³³ E. Husserl: Ding 28.

³⁴ Keine Alternative befriedigt, weil zur Subjektivität des Anderen dessen reale Selbstheit dazu kommen muss, die prinzipiell nicht für mich zugänglich ist, weil ich nicht seine Subjektivität bin. Sie ist nur dann auch für mich zugänglich, wenn Subjektivität nicht mehr als reine Immanenz von sich zu sich bestimmt wird (so aber J.-P. Sartre: Sein 28), sondern als relativ-*öffentliche* Aktivität (L. Ohly: Vom sechsten Sinn 271ff.). Ich folgere daraus, dass Phänomene des Anderen als Alter-Ego irreduzibel interpretationsoffen sind und einer vor-phänomenologischen Entscheidung bedürfen, weil sie den Bereich der Evidenz des anderen Subjekts mit notwendigen Bedeutungsvarianten im Subjektbegriff festlegen.

³⁵ Bedingung jeder konkreten Begegnung ist „meine fundamentale Anwesenheit bei allen Menschen“ (J.-P. Sartre: Sein 502).

ohne dabei allerdings – das ist m.E. Sartres Pointe – die transphänomenale Dimension der Alterität *als Evidenz* zu entdecken.

Über Sartre hinaus lässt sich aber m.E. mit seinen Mitteln auch ein ontologischer Beweis für die Existenz Verstorbener formulieren, der einen modern-realistischen Dogmatismus überwinden würde. Mir scheint das Phänomen Verstorbener eine eigene Dimension zu entfalten als das Phänomen des Anderen. Das liegt daran, dass sich sonst der Verstorbene phänomenologisch vom Anderen überhaupt nicht unterscheiden ließe.

1. Wäre der Verstorbene der *abwesende Andere*, so wäre er noch nicht als Verstorbener gekennzeichnet. Stellt man dagegen den Tod medizinisch fest, verlässt man nach Sartre das phänomenologische Gebiet der Evidenz und geht in das Gebiet über, wo Entfernungen, Distanzen und Begegnungen nur „wahrscheinlich“ sind³⁶. Phänomenologisch könnte ein Erkenntnissubjekt vom Tod des Anderen nichts erfahren, wenn dieser nur ein *Exempel* des Anderen wäre.
2. Wäre der Verstorbene eine *andere* Form der *Anwesenheit* des Anderen, so müsste sich diese noch eigens profilieren, denn auch der lebende Andere kann in verschiedenen Formen anwesend sein (im Rascheln von Zweigen³⁷, in einem Brief). Wäre die andere Anwesenheit eines Verstorbenen nur eine kontingente Form, wie der Andere begegnen kann, dann wäre es in den transphänomenalen Grundlagen auch kontingent, dass er überhaupt *nur* als Verstorbener anwesend ist.

Somit ist nach einer Interpretationsalternative für die Eigenart der Begegnung Verstorbener zu suchen. An anderer Stelle habe ich gezeigt, dass sich ein Subjekt bereits beim vergegenwärtigten oder erinnerten Unfall des Anderen über *seine eigene* Sterblichkeit erschreckt³⁸, und das obwohl mein Tod phänomenologisch gar nicht erkannt werden kann und obwohl der Tod sich nicht kennzeichnen lässt, wenn er pauschal vom Anderen her gedacht wird. Der Tod ist weder von mir noch vom Anderen ableitbar und unterscheidet sich daher irreduzibel von der Erscheinungsart eines abwesenden oder anders anwesenden Anderen. Es ist nicht so, dass ich den Tod erkenne, indem ich meinen Tod als den Tod des Anderen erkenne. Es ist auch nicht so, dass der Verstorbene der undifferenziert Andere ist. Es ist vielmehr so, dass ich in meiner Sterblichkeit die Sphäre der verstorbenen Anderen entdecke, wobei meine Sterblichkeit der drohende Verlust meiner Exzentrizität meint³⁹. Ohne meine erfahrene Sterblichkeit wäre der Verstorbene ein undifferenziert Anderer. Aber ohne den Unfall des Anderen würde ich meine Sterblichkeit nicht entdecken. Meine eigene drohende Sterblichkeit verweist daher den Anderen in eine andere Dimension, die ihn als Verstorbenen kennzeichnet, indem sie mir droht.

So kann man sich auch vorstellen, dass ein lebender Zeitgenosse tot ist. Damit stellt man sich vor, dass dieser Mensch eine Begegnungsqualität hat, die ihn von einem lebenden Menschen dadurch unterscheidet, dass er meine Sterblichkeit offenbart. Im Kampf um Leben und Tod fürchte ich deshalb um

³⁶ Zur Differenz von Evidenz (als Bewusstsein) und Wahrscheinlichkeit (als Verdinglichung, etwa in der Wissenschaft) s. J.-P. Sartre: *Sein* 298, 364f., 458. Ders.: *Existentialismus* 24, 29, 31, 165.

³⁷ J.-P. Sartre: *Sein* 465f.

³⁸ L. Ohly: *Zeit* 143-147.

³⁹ L. Ohly: *Zeit* 145f. Die Sterblichkeit des Anderen ist daher nicht dasselbe wie sein möglicher Tod. In seinem möglichen Tod begegnet mir der Andere als möglicher Verstorbener. Als Sterblicher dagegen begegnet *ihm* der drohende Verlust seiner Exzentrizität.

mein Leben, weil der *Anderer* sterben könnte, d.h. weil ich mir vorstelle, wie er mir als Verstorbener begegnet.

In dieser Dimension begegnet mir ein Verstorbener anders als ein Anderer, und das obwohl er ebenso wie ein lebender Anderer „überall“ sein kann und ebenso wie ein lebender Anderer die Welt als von ihm erblickte ganz strukturiert. Er unterscheidet sich aber dadurch, dass er essenziell *schweigt*. Das heißt nicht, dass der Verstorbene keine Sprache verwendet, sondern dass er, ohne sich selbst zu interpretieren, vieldeutige Botschaften sendet⁴⁰. Von anderen Schweigenden unterscheidet er sich dadurch, dass er *essenziell* schweigt. Selbst schwerst sprechbehinderte Menschen schweigen nicht essenziell, weil sie sich über andere Medien äußern und sich selbst interpretieren⁴¹. Das essenzielle Schweigen des Verstorbenen ist dadurch gekennzeichnet, dass sein Blick schweigend beharrt. Diese Erfahrung ist für das Subjekt ambivalent, bisweilen beruhigend, aber auch bisweilen unerträglich, so dass es sich zu allen möglichen Reaktionen herausgefordert fühlt (z.B. rachsüchtige Suche nach Sündenböcken für den Tod des Verstorbenen, hastige Auflösung seiner Wohnung, penetrant ordentliche Grabpflege). Aber keine dieser Reaktionen entgeht der Beharrlichkeit des schweigenden Blicks. Der Blick beharrt und trotz jeglicher Reaktion des Subjekts.

Des weiteren unterscheidet sich ein Verstorbener vom Anderen dadurch, dass seine Omnipräsenz beim Subjekt keine Angst vor dem Entdecktwerden impliziert, während das Subjekt vor der Begegnung des Anderen nirgendwo sicher ist⁴². Das Subjekt schämt sich nicht, etwa dadurch, dass es verobjektiviert würde⁴³, sondern es erschreckt umgekehrt daran, dass es als Subjekt sterblich und in seiner vollen Verantwortung für den verletzbaren Anderen schuldig ist⁴⁴. Der Verstorbene wahrt dem Subjekt seine Subjektivität, indem er durch sein uneindeutiges Schweigen das Subjekt selbst zum *Autor* seiner Erfahrung macht, sterblich zu sein, was seine Schuld ausmacht.

Ergebnis

Der Tod kann ebenso wenig aus meinem Bewusstsein abgeleitet werden wie der Andere. Denn dazu müsste ich denken können, selber Nichts zu sein. Nach Sartre *ist* das Für-sich aber nicht das Nichts, sondern es *nichtet* sich⁴⁵, was heißt, dass es Bezug zum Sein hat⁴⁶. Daraus ergibt sich die transphänomenale Grundlage des Todes, die aber auch nicht aus dem Anderen erschlossen werden kann, sondern eine Begegnung eigener Art impliziert, nämlich die Begegnung mit Verstorbenen. Alle Anderen haben ein verstorbenes Abbild, denn sie können dem Subjekt als verstorben erscheinen. Auch wenn die Erscheinung kontingent ist, ist sie essenziell eine Erscheinung von Verstorbe-

⁴⁰ So eine Beschreibung des Schweigens nach Dalferth (I.U. Dalferth: Religiöse Rede 164).

⁴¹ Wenn ein bereits Verstorbener in einem Film gezeigt wird, in dem dieser redet, so hebt das nicht sein essenzielles Schweigen auf. Vielmehr erscheint dem Subjekt, das den Film ansieht, dieser Film als Utensil, das der Verstorbene selbst in seiner Omnipräsenz schweigend erblickt, während seine Stimme dabei zwar auf den Verstorbenen verweist, aber als Stimme nur Utensil ist.

⁴² J.-P. Sartre: Sein 476.

⁴³ J.-P. Sartre: Sein 516.

⁴⁴ L. Ohly: Zeit 145-147.

⁴⁵ J.-P. Sartre: Sein 80, 176.

⁴⁶ J.-P. Sartre: Sein 70.

nen, ebenso wie man sich in der konkreten Erscheinung eines Anderen, aber nicht in der konkret gegebenen Dimension der Alterität täuschen kann. Über diese Erscheinung des Verstorbenen erschrickt das Subjekt über seine eigene Sterblichkeit, die sich aber nicht als möglicher Tod artikuliert⁴⁷, sondern als faktische Schuld⁴⁸. Das Subjekt kann seinen möglichen Tod nicht derart thematisieren, dass es sich damit zu einem Verstorbenen macht. Der Verstorbene ist vielmehr essenziell der „andere Andere“. In alledem erscheint er als Alter-Ego. Ob der konkret wahrgenommene Verstorbene „wirklich“ ein Alter-Ego *ist* – oder ob es nur eine Täuschung war –, ist irrelevant für die Schlussfolgerung, dass die Dimension des Verstorbenen die eines *anderen Subjekts* ist.

Uwe Gerbers Ratschlag, die Vorgegebenheit des Anderen nicht in eindeutigen Verbindlichkeiten festzuschreiben⁴⁹, wird dann radikal gedacht, wenn damit nicht nur ethische Prinzipien, sondern auch ontologische Kategorien gemeint sind. Die Dimension des Anderen kann dann aber nicht mehr klassifiziert werden. Somit ist auch eine *identische* Grenze zwischen Anderem und Verstorbenen aufgehoben.

Literaturverzeichnis

- Dalferth, I. U.: Religiöse Rede von Gott; München 1981
 Gerber, U.: Organtransplantation: Argumente – Gegenargumente – Trends; in: Wege zum Menschen 48/1996, 188-203
 Gerber, U.: Theologie als Wahrnehmungslehre; in: K. Seybold u.a. (Hg.): Zur Phänomenologie d. Glaubens. (FS H. Ott); Theologische Zeitschrift 55/1999, 199-211
 Husserl, E.: Ding und Raum. Vorlesungen 1907; Hamburg 1991
 Ohly, L.: Wie heilt die Zeit Wunden? Zur Phänomenologie des Trauerns im fortgeschrittenen Stadium; Wege zum Menschen 56/2004, 134-150
 Ohly, L.: Vom sechsten Sinn der Ewigkeit im Angesicht des Todes – Eine zeichentheoretische Interpretation; Wege zum Menschen 55/2003, 264-279, 269-271
 Sartre, J.-P.: Der Existentialismus ist ein Humanismus und andere philosophische Essays; Reinbek bei Hamburg 2002²
 Sartre, J.-P.: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie; Reinbek bei Hamburg 2003⁹
 Whitehead, A. N.: Wissenschaft und moderne Welt; Frankfurt a.M. 1988

⁴⁷ Mein Tod als *mein* Tod lässt sich von mir nur ahnen, weil der Tod primär der Tod des Anderen ist. Mir erscheint nicht mein möglicher Tod, sondern der drohende Verlust meiner Exzentrizität.

⁴⁸ L. Ohly: Zeit ebd.

⁴⁹ U. Gerber: Theologie 210.